

# Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **60 (1980)**

Heft 4

PDF erstellt am: **08.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Das Buch

---

## THEATRALISCHE SENDUNG IN CHUR

### *Reto Hännys Bericht «Ruch»*<sup>1</sup>

«je dichter er seine beziehungen zur umwelt, zu dieser umwelt, wieder flocht . . . desto mehr suchte er gleichzeitig wieder zuflucht in den verschiedensten und, wie sich gleichfalls herausstellt, meist ebenso sinnlosen wie hilflosen ablenkungsmanövern, die er aber so führte als ob sie sinnvoll wären, telefonanrufe beispielsweise, wobei jedoch SINN erst noch definiert werden müsste.» Goethe sagt einmal sinngemäss, man entziehe und verbinde sich der Welt nicht entschiedener als durch das Schreiben. Für ihn freilich stand der Sinn in «*Wilhelm Meisters Theatralischer Sendung*» nicht in Frage. Kafka, zumal der Autor des «*Schlosses*», hätte den zweiten Teil von Hännys Satz unterschrieben. Thomas Bernhard, der in diesem «*Bericht*» eines Theaterarbeiters ad interim verschiedentlich zitiert wird, geht noch einen Schritt weiter mit der rhetorischen Frage, ob es eine «Komödie» oder eine «Tragödie» sei, was sich alltäglich vor unseren Augen abspiele und worin mitzuwirken wir ohne «Engagement» verpflichtet seien. Reto Hännys «Beleuchter» schliesslich kommt auf der Denkbühne seines Arbeitsplatzes am Rucher Stadttheater zum vernichtenden Schluss: «*im fundus herrscht das chaos*». Er, der sich immer wieder vornimmt, «*durch die oberfläche der ereignisse*» einzubrechen, und sich stattdessen in Satzungen-tümen von seitenlangen «*abschwei-*

*fungen*» nur scheinbar verliert; der, auf der Suche nach unstatthaften Schädlings-Wörtern, gegen die Wortflut anschwimmt, «*um nicht schwimmuntüchtig sprachlos im wörtersee zu ersaufen*», kennt – als eine Art subversiver Theaterdiener im «*sousol*» – das barocke Welttheater, die Bretter, die den einen die Welt und den andern das Parkett für ihre Intrigen bedeuten, von innen heraus. In der Beschreibung von Stücken und «*stücken*» (Möbelstücken), die dank geringer Kosmetik stets wieder neu verwendet werden können («*louis bis auf den heutigen tag*»), entwirft der Beobachter in der Beleuchterkanzel hinter dem Stellwertisch das satirische Bild einer Gesellschaft, die sich in dem von ihr subventionierten Theater genauso zu spiegeln pflegt, wie es *ihr* gefällt. «*Was ihr den Geist der Zeiten heisst, / Das ist im Grund der Herren eigener Geist . . .*» sagt Faust zu Wagner. Der Glaube, man habe Kultur, wenn man Gastspielgrössen dafür herausklatsche, dass sie sich in die Provinz begeben hätten – wo in Wirklichkeit solche Truppen, mit sinkenden Sternen garniert, nur noch an Provinzbühnen unterkommen und wie die Affen im Zirkus sich selber applaudieren müssten –, wird in «*Ruch*» zur bitterbösen Grotteske ausgebaut. Die «*kulissenwut*» des Subchaoten im gesellschaftlichen Fundus, welcher im Grunde keine Produktionen, nur Reproduktio-

nen erträgt, ist dermassen authentisch, dass sie den Bernhardschen Theaterhass, von dem sie sich teilweise nährt, insgesamt noch vergessen lässt. Dem Autor ist trotz bedeutender Vorbilder ein bedeutendes Buch gelungen. Gewiss profitiert «*Ruch*» auch von der gegenwärtigen Hochkonjunktur für vertrackte Prosa – die als Gegenströmung zur Hochkonjunktur der «Dummerchenprosa» gesehen werden kann – aber Hännys Erstling lebt nicht davon. Es handelt sich um eine mit originalen Wortschöpfungen und spitzen Sprachspielen reich gespickte Textmasse von Kleingeschriebenem in drei grösseren Blöcken, beherrscht vom Stilprinzip der insistierenden Repetition und Variation sowie der kontrollierten Abschweifung.

Die Funktion der Redundanz wird erhellt durch einen Hinweis auf Adolf Wölfli, dem – nebst anderen Adressaten – dieser Bericht gewidmet ist und aus dessen «*Nathurvorschenden Heften*» ein Beispiel zur Illustration der These beigezogen wird, dass «*eine schöne aufzählung*» oft weiter führe als «*eine schlechte beschreibung*». In Wölfli's Liste abstruser Eigendefinitionen findet Hännys Erzähler sein Selbstporträt: «*Schreiber Zeichner Componist Landarbeiter Allgebrator Musicdirektor Riesentehaterdirektor ... Narrenhauskandidat Todeskandidat Wölfli unten im Dreck*». Adolf Wölfli, 1930 in der Heilanstalt Waldau gestorben, hat seine Blätter bekanntlich mit einem dichten Netz von Bordüren und Ornamenten, Zeichen und Schraffuren überzogen, mit einem ohne Negativformen auskommenden Gewebe, das ihn beiderseits vor dem Unheimlichen und Chaotischen schützte: von aussen wie von innen.

Dieses Prinzip der manischen Reihung übernimmt Hännny, indem er seinen mit «Westentaschennotizen» gerüsteten Helden sagen lässt, dass eine «schöne» Aufzählung weiter führen könne als eine schlechte Beschreibung. Etwas poetologischer formuliert: die Beschreibung als ordnende Zusammenfassung lügt insofern immer, als sie ausspart, was nicht ins Schema passt. «*friedliches land, eins der schönen synonyme heisst geordneter friedhof*», so eine Zettelnotiz. (Dass aber «*Sankt Adolf der Zweite*» im Rahmen von Hännys Kritik an der Vorzeigekultur letztlich keine wünschenswerte, sondern eine Not-Identifikation darstellt, steht ausser Zweifel.) Nun verweisen Wölfli's Hieroglyphen und Ornamente in ihrer symmetrischen Ordnung meistens auf ein Mittelmedaillon, worin man andeutungsweise eine figürliche Szene oder ein Gesicht erkennt. Im Labyrinth von Hännys Abschweifungskaskaden findet sich, nicht en bloc, sondern in mannigfachen Phrasierungen, das eine zentrale Anliegen: Kampf gegen das «*sinndefizit*», gegen das Fassadäre Getue von «*podestaten*». Und da erweist sich die Bühnen-Metapher als mehrbödig. Analyse des Theaterbetriebs als Diagnose derer, die ein buntes Charivari fördern, «*ob komödie tragödie posse groteske farce endspiel, spiel, lustvolles trauerspiel, theater, nichts lässt sich mehr unterscheiden*». Wäre das Theater tatsächlich nach Schiller noch eine moralische Anstalt, man müsste vom Spielplan auf die Anlage der Gesellschaft schliessen können. Dies ist in einer Zeit, da man sich allerorten mit Pluralismus brüstet, statt Farbe zu bekennen, nicht der Fall. Nur Luxus kann beliebig sein.

Shakespeares Theater war nicht beliebig.

Wie Reto Hänni die Strukturmerkmale «Redundanz» und «Aberranz» (Abirringstechnik) stilistisch verwirklicht, lässt sich an signifikanten Beispielen zeigen. Der Autor hat es darauf abgesehen, die grammatische Kongruenz der Satzglieder zu sprengen, so etwa in der Konstruktion: *«mit geschultertem fotoapparat bewaffnet / mit umgehängter, einer schelle an zu weitem riemen gleich vor dem bauch baumelnden kamera bewaffnet, jederzeit schussbereit, kulturgütern und sehenswürdigkeiten nachgehetzt»*. Was trennt der Verstrich? Eine partizipiale Apposition, die man, um eine runde Formulierung bemüht, in Nebensätze hätte aufteilen müssen, von einem Partizipialsatz. Die Apposition ist so gebaut, dass auf den ersten Blick falsch erscheint, was in Wirklichkeit richtig ist. Gefährdete Kongruenz. Der Autor will dem Text gar nicht den Anschein des Verlässlichen geben. Der kleinen Bewegung entspricht die grosse. Der Einstieg in den zweiten Abschnitt von Teil eins beginnt mit einer symmetrischen Figur (haben einst die Reisläuferwerber die Leute aus den engen Gassen herausgetrommelt, werden die Touristen mit der Werbetrommel nun in die engen Gassen hineingetrieben); es folgen vier Seiten *«abschweifungen»*, bis endlich die Wendung *«in die gassen hineingetrieben»* wieder aufgenommen wird. Laut traditioneller Stilistik sind solche Kettensätze ein «Übel» in der Prosa. Schopenhauer hat gesagt, der leitende Grundsatz eines Stils müsse der sein, dass der Mensch nur einen Gedanken auf einmal deutlich denken könne. Selbständige Sätze zu formulieren, so

wird argumentiert, sei viel unbequemer als das Addieren von Anhängseln mit «wozu» und «wodurch» und «wobei». Indessen hätte man davon auszugehen, dass der Schriftsteller nicht auf dem Papier arrangiert, was er bereits im Kopf geordnet hat und also schon weiss. Schreiben heisst vielmehr, auf dem Papier erforschen, worüber man im unklaren ist. Bernhard sagt: *«... was wir empfinden, ist chaotisch, was wir sind, ist unklar»*. Wenn das Resultat der Forschung in Prosa als Bandwurm-, Ketten- oder Schachtelsatz daherkommt, dann ist dies ein formales Endergebnis, dem sich die Lesegewohnheit anpassen müsste. Dessenungeachtet plaudern namhafte Kritiker über ihre Befindlichkeit bei der Lektüre «schwieriger» Bücher, ohne dass sie nach ihrem Studienabschluss je wieder einmal ein textlinguistisches Seminar besucht hätten.

Speziell hervorheben möchte ich den ersten Teil von *«Ruch»*, den Stadtrundgang. Dass der Name, von hinten gelesen, auf Chur verweist, dürfte eher nebensächlich sein. Schon Thomas Bernhard hat in seiner Erzählung *«Ungenach»* die Stadt Chur als *«eine der kältesten, die es gibt»* bezeichnet und natürlich mitnichten den konkreten Ort gemeint. Von ihm aber übernimmt Hänni die Theorie, dass der Schriftsteller aus dem einen «Gedanken» eine Wirklichkeit herstelle, die die «tatsächliche Wirklichkeit» sei. Ins *«Taschenbuch»* transportiert, heisst das: *«alles in äusserstes schwarz in äusserstes rot verwandeln auf die spitze treiben zum ausbruch bringen»*. Von da her wird das Motiv der brausenden Gewitter und Föhnstürme plausibel, das anaphorisch immer wieder aufgenommen wird im Sinne einer

ersehten Komplizenschaft des Erzählers mit Naturkatastrophen aller Art, welche dieses verruchte Ruch schleifen und «niederlegen» sollen. Das Hassenswerte am Rucher Theaterbetrieb ist die Beliebigkeit; das Hassenswerte an Ruch als Lebensraum die Lauheit, die touristische Verlogenheit. Vielleicht wird gerade darum mit Meyerscher (C. F. Meyer) Renaissance-Blutrünstigkeit Heldengeschichte geschürft. Blutrache, Erbstreit, Meuchelmord, fackelumloderte Zeiten, da die verfeindeten Parteien darauf erpicht waren, überall «ungut blut zu schaffen» – das ist das historische «sousol» der nett zum Verweilen ladenden Stadt. Das Pflaster der roten Kulturroute, die Baudenkmäler und gotische Trinkstuben erfasst, wird aufgespitzt, und zum Vorschein kommen Religionskriege und Greuelthaten. Tragödie und Komödie fanden noch auf der Strasse statt, jener Strasse, die in der «Neuzeit» zur Ladenstrasse wird, zum Shop-in-Shop. Wo einst der Pulverturm stand, errichtet die Kreditanstalt einen neobarocken Kuppelbau. Der vom Verschönerungsverein vorgeschlagene Rundgang wird in Hännys Zeitrafferstil zur Ab-

surdität: «vor und zurück, oder rundherum, so oder andersherum, die persönliche fantasie soll nicht verkümmern, postplatzuntertorsüsswinkelhofmartinsplatzmetzgerplatzlindenquai-zollhausobertorHELDENPARK . . .» Der sterbende Krieger im Stadtpark gleicht einer «zum taubensitzplatz verkommenen vogelscheuche» und müsste mit der Bildlegende «*Précieusement ridicul*» versehen werden. Museale Helden-Altstadt für Touristen, die nur kurze Zeit bleiben, und Nachwohner, die sich in ihre Berghöhlen zurückziehen und dort als «exoten» hausen. Ein negativer Heimat-Roman, wenn man so will.

Es wird, wie in Trubschachen und anderswo, zu Missverständnissen kommen. Das darf den Autor nicht berirren. Den Zorn nicht verkommen zu lassen, darum geht es. Ruch ist eine Fiktion des Ingrimms, Fiktion eines Bewohners randloser Zonen, der mit unflätigen Wörtern eine Behausung sucht.

Hermann Burger

<sup>1</sup> Reto Hännny, Ruch, Ein Bericht, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1979.

#### «SICHTBARES DUNKEL»

#### *Hinweis auf einen neuen Roman von William Golding*

Ein Terroristenroman? Weniger und zugleich viel mehr als das. Der Autor von *Darkness Visible*<sup>1</sup>, weltweit bekannt durch seine Erzählung *Lord of the Flies* (1954), hat nach langer

Pause wiederum seine ureigenste Thematik vorgenommen: die seelische Verwirrung des jugendlichen Menschen in allen Abstufungen, vom Visionären und Mystischen bis zum glas-

harten Realismus, vom Grüblerischen bis zur kaltblütig-spielerischen Untat, von kindlicher Bosheit bis zur orgiastischen Teufelei.

Dabei wird ein Gegensatz existentiell aufgearbeitet. Der einzige Mensch im Buch, der unserer Sympathie sicher sein darf, ist der elternlose Matty, der als kleiner Junge während eines Luftangriffs auf London mit schweren Brandwunden aus einem zusammenstürzenden Haus gerettet werden kann, in einer Schule für Waisenkinder seine elementare Ausbildung erhält, und hernach als Hilfskraft, Ausläufer, Faktotum – vorübergehend auch in Australien – seinen Lebensunterhalt verdient. Trotz seiner Zuverlässigkeit und Hilfsbereitschaft stösst er wegen seiner schrecklichen Gesichtsnarben fast überall auf schonend gemeinte Zurückhaltung, wenn nicht Ablehnung. Einmal wird er grundlos von einem verkommenen australischen Ureinwohner angefallen und verletzt. In seiner Isoliertheit wendet er sich mehr und mehr seiner innern Welt zu: er unterzieht sich einer Art Selbsttaufe, spricht kaum mehr, schreibt aber ein Tagebuch – bis er sein Ende in einem Terror-Anschlag findet und sein Leben, so wie es begonnen hat, in einer Feuersbrunst verliert.

Auf der andern Seite die Zwillingsschwester Sophie und Toni, die in materiell einwandfreien Bedingungen aufwachsen, wobei ihnen freilich jene seelische Geborgenheit fehlt, die sonst eine intakte Familie zu bieten versteht, indem ihre Mutter sie schon früh verlassen hat. In ihrem Bekanntenkreis gelten sie als wohlgezogene, attraktive junge Mädchen, denen die Erwachsenen mit Höflichkeit und Bewunderung begegnen, die aber – zum Teil aus pu-

rer Langeweile – mehr und mehr in die selbstgewählte Grauzone wertfreien Verhaltens geraten, bis sie schliesslich ins kriminelle Fahrwasser abgleiten.

Die eine (Sophy) entdeckt in ihren sexuellen Erlebnissen ihre sadistische Neigung, lässt sich mit der Londoner Halbwelt ein und heckt den Plan einer Geiselnahme aus. Die andere (Toni) scheint sich eine entsprechende Ausbildung im Nahen Osten, wo sie auch in der Drogenszene tätig wird, sowie in Kuba und Afrika verschafft zu haben. Dazu kommen die bürgerlichen Vertreter, Bekannte der Zwillingsschwester, beziehungsweise ihres Vaters, und schliesslich der wegen seiner päderastischen Veranlagung wiederholt verurteilte und gescheiterte Lehrer.

Die Handlung setzt – bei einigen lebhafteren Akzenten – zuerst eher langsam ein, wird aber gegen Ende immer schneller und zugleich elliptischer. Sie führt alle Charaktere zusammen, und zwar so, dass das verbrecherische Unternehmen des geplanten, aber missglückten Raubs eines Kindes schwerreicher Eltern nur noch in zum Teil kaum fassbaren Andeutungen zur Sprache kommt. Die Zwillingsschwester als Hauptschuldige bleiben ungeschoren, aber überwerfen sich samt ihren Helfern: Verrat.

Das Ganze ist mit einer geradezu unheimlichen Ökonomie der Mittel gestaltet, Sensationelles mit Zurückhaltung gehandhabt, das Problem des Bösen nur in der Metapher – unterschwellig aber allgegenwärtig – zur Sprache gebracht. Die Psychologie der auf das Kriminelle zusteuern den Aktivisten zeugt von bestechender Einsicht des Autors und bleibt völlig

glaubwürdig, gerade weil jegliche analytische oder verurteilende Bemerkung fehlt, dafür aber gelegentlich ein Stich ins Possenhafte geliefert wird. Die Atmosphäre der englischen Kleinstadt, der Waisenschule und des elitären Internats wird mit wenigen Pinselstrichen festgehalten.

Der Titel *Darkness Visible* stammt aus Miltons *Verlorenem Paradies*, wo das Oxymoron den Ort der gefallen Engel bezeichnet. In einem gewissen Sinne geht es hier um eine Art umgekehrter Kalokagathie: das Schlechte verbirgt sich hinter dem schönen Schein, das Gute hinter abstossendem Äusseren. Aber gerade weil dies für mehrere Nebencharaktere nicht zutrifft und somit nicht zur These wird, wirkt es um so authentischer im zentralen Bereich. Scheinbar aus dem Rahmen tretende Kleinigkeiten, die zwischen mimetischen Elementen stehen, verwandeln sich unmerklich in Symbolbezüge, so etwa die wechselnde Namengebung Mattys, die zweifellos auf das nur schwer Nennbare und immer wieder anders zu Verstehende des Heilbringenden verweist. Oder die noch kindliche Frage des Schulmädchens Toni an den verblüfften Buchhändler, was denn wohl «transcenden-

tal» heisse, deutet auf die kommende Überzeugung der irrehenden jungen Leute hin, dass Wörter nutzlos seien, wie auch darauf, dass das Visionäre nicht in Sprache zu fassen ist.

Bewegend ist das Tagebuch des nur wenig geschulten Matty, das zum Teil der Bibel, besonders der Offenbarung Johannis verpflichtet ist, aber auch von seinen eigenen Visionen und okkulten Erlebnissen handelt und zu der ihn bedrängenden Frage «Wer bin ich; wozu bin ich da?» führt – Symbol des sich selbst unbewussten Guten.

Trotz dem Grauenhaften, das namentlich den letzten Teil der Erzählung in kühler Steigerung beherrscht und nur gelegentlich von grotesk-absurden Elementen unterbrochen wird, bleibt wie immer bei Golding keineswegs ein negativer Eindruck zurück – im Gegenteil. Zwar geht das Rätsel menschlichen Verhaltens so wenig auf wie das der parapsychologischen Phänomene, aber wenn irgendwo in der englischen Literatur unserer Zeit der Vorgang der Katharsis aktiv geworden ist, dann hier.

*Heinrich Straumann*

<sup>1</sup> William Golding, *Darkness Visible*, Faber and Faber, London 1979.

## DER GROSSE UNTERSCHIED

Wer geneigt ist, auf das Reizwort «Frau» mit der Assoziation «70 % Wasser» oder «Chromosom X» zu reagieren, kommt im hochaktuellen Buch «Die Wirklichkeit der Frau»<sup>1</sup> von Evelyne Sullerot auf seine Rech-

nung. Aber die Rechnung geht nicht auf, auch auf 640 Seiten nicht, obwohl international anerkannte Biologen, Mediziner, Anthropologen, Historiker und Soziologen bei gemeinsamer Forschungsarbeit versucht haben, die

Frau – das unbekannte Wesen – endlich und endgültig zu definieren als weibliche Form des Homo sapiens.

### *Kleine Frau – was nun?*

«Abschliessend kann gesagt werden, dass die wichtigsten postnatalen Wachstumsmerkmale beim Mädchen die höhere Wachstumsgeschwindigkeit und die schnellere Ossifikation sind, dass das ‚Knochenjahr‘ des Mädchens ereignisreicher ist als das des Knaben; das Ergebnis hiervon ist aber nur eine Körperlänge, die im Durchschnitt unter der des Mannes liegt. Andererseits wiederum kann man die überlegene Körperlänge des Mannes keinesfalls als einen selektiven biologischen Vorteil betrachten. Weitere geschlechtsspezifische Unterschiede zeigen sich bei den weichen Geweben. Die bekanntesten betreffen das Fettgewebe, dessen Entwicklung beim pubertären Mädchen früher einsetzt und bedeutender und dauerhafter ist als beim Knaben, während sich die Situation in bezug auf die Muskelmasse umgekehrt darstellt. Wahrscheinlich ist ein Teil der in der Biometrie des Wachstums beobachteten geschlechtsspezifischen Unterschiede an Einflüsse der Gene oder der Chromosomen gebunden . . . Das Vorhandensein des Y-Chromosoms ist beim Menschen direkt oder indirekt für die Wirklichkeit des Mannes verantwortlich. Vom biologischen Standpunkt aus erscheint die Wirklichkeit der Frau wie das Negativ eines an das Vorhandensein des Y-Chromosoms gebundenen Bildes . . . Eine ungünstige psycho-soziale Umgebung kann das Wachstum blockieren, und das geschieht teilweise durch die Vermitt-

lung des Hypothalamus-Hypophysen-Systems.»

Dieses Zitat aus dem Beitrag von Pierre Royer, Professor an der Universität Paris, ist in seiner vorsichtigen Formulierung typisch für den Gesamthalt des Buches: Hypothesen stehen für Tatsachen, und der wissenschaftliche Aufwand steht in schwachem Verhältnis zu den Erkenntnissen, die er bringt.

### *Der Mann – ein «Killer»*

Eleanor Maccoby, o. Professor und Direktor der Abteilung für Psychologie an der Stanford-Universität, Kalifornien, stellt fest, «dass es psychologische Unterschiede zwischen Knaben und Mädchen gibt, die vermutlich die Mitwirkung der durch die Geschlechtshormone in Gang gesetzten genetischen Programme reflektieren. Bedeutet dies nun, dass bei jedem Geschlecht bestimmte Temperamentsmerkmale unausweichlich auftreten, wie immer auch das soziale Milieu beschaffen sein mag? Bedeutet dies womöglich, dass diese Unterschiede festlegen – und bestimmen *müssen*, welche soziale Rolle den Männern bzw. den Frauen in jeder Gesellschaft zukommt? Steven Goldberg hat in seinem Buch ‚The Inevitability of Patriarchy‘ diesen Standpunkt vertreten. Er hält daran fest, dass eine dominierende Position in einer Hierarchie mit den Mitteln der Aggression erobert wird . . . Da die Männer von Natur aus aggressiver sind als die Frauen und mehr als diese dazu neigen, Dominanzhierarchien aufzubauen, werden sie seiner Meinung nach unausweichlich angezogen von allen Führungs- und Machtpositionen,



die eine Gesellschaft zu vergeben hat. . . . Im Buch von Edward Wilson . . . wird der Mann in der Spezies Mensch ebenfalls als ein Wesen beschrieben, dem Aggressivität angeboren ist – ein ‚Killer‘, keine Frage . . . Um aber auf die Geschlechtsunterschiede zurückzukommen, so stehen wir hier vor einem Rätsel: in den Arbeiten von Patterson ergeben die detaillierten Beobachtungen keinen systematisch auftretenden Unterschied zwischen dem einen oder dem anderen Geschlecht bezüglich der Reaktion auf eine Aggression. Darüber hinaus sind beide Geschlechter in gleicher Weise sensibel für die Begleiterscheinungen, und beide Geschlechter zeigen sich durchaus imstande, das Aggressivsein zu lernen. Allerdings erreichen die Knaben hier höhere Aggressionswerte als die Mädchen . . .»

*Gleichwertigkeit ja,  
Gleichartigkeit nein*

Die Verfasserin, Evelyne Sullerot, versteht ihr Buch als die geraffte Wiedergabe eines Kolloquiums: in freier Diskussion tragen die beteiligten Spezialisten (es sind 31) ihre Meinungen zum Thema vor, wobei sich jeder seiner Fachsprache bedient – das liest sich dann so: «Das Bild vom weiblichen Körper mit seiner besonderen Morphologie scheint mitunter die jungen Mädchen zu erschrecken und sie (mit Hilfe eines unbekanntes Mechanismus, der aber wahrscheinlich eine Schaltstation im Hypothalamus hat) in einen Zustand der Kachexie, verbunden mit Amenorrhoe, zu versetzen.»

Ein Glossar am Ende des Buches hilft dem Laien wohl zu besserem,

leider aber nicht immer und überall zu vollem Verständnis. Das Hauptverdienst der Autorin besteht darin, dass sie Sinn (und Widersinn) der Abhandlungen etappenweise in vereinfachter (manchmal auch simplifizierender) Form zusammenfasst. Diese Abschnitte, bei denen sich der nicht medizinisch Geschulte dankbar erholt, bringen die «Handlung» voran und lassen einen roten Faden aufleuchten, der beharrlich zur Konklusion führt, wenn auch auf Umwegen.

Evelyne Sullerot: «Wer aber befürchtet, dass das Zutagefördern von Geschlechtsunterschieden zu neuen Ungleichheiten führt, möge bedenken, dass diese Unterschiede, wenn es sie tatsächlich gibt, nicht wie durch Zauberschlag verschwinden, wenn man sie verleugnet und so tut, als ob sie nicht existierten. Der Beweis hierfür ist, dass bis heute aufgrund der Unkenntnis über die bereits bewiesene Existenz von Geschlechtsunterschieden bei den Fähigkeiten, räumlich zu sehen, die Ungleichheit in der Berufsausbildung und in der Arbeitswelt aufs beste installiert ist. Die Untersuchung des Mechanismus dieser Unterschiede darf nicht dazu führen, sie zu unterstreichen, sondern soll im Gegenteil neue Wege der Pädagogik und der Erwachsenenbildung weisen, so dass jedes Individuum seinen spezifischen Möglichkeiten besser gerecht wird . . . Die Studie von S. Witelson beweist, dass man durch Aufdeckung der in der Natur herrschenden Vielfalt stets zu dem Ergebnis kommt, dass die festgestellten Unterschiede keinen entscheidenden Vorsprung des einen Geschlechts vor dem anderen, keine Überlegenheit des einen Geschlechts über das andere bedeuten.»

*Politisch oder biologisch –  
das ist hier die Frage*

In seiner Arbeit über «die differentielle Verteilung der psychiatrischen Störungen auf die Geschlechter» kommt der Psychiater Léon Eisenberg zu dieser Schlussfolgerung: «Räumen wir sogar ein, wie dies manche tun, dass die Evolution die Frauen zur traditionellen Familienrolle ‚bestimmt‘ hat und dass diejenigen unter ihnen, denen diese Rolle versagt bleibt, oder die sie sich selbst versagen, an negativen psycho-biologischen Konsequenzen leiden. Selbst wenn dies der Fall wäre (aber es scheint kaum so zu sein), so hätten wir immer noch die Möglichkeit, uns Hilfen gegen diese Konsequenzen auszudenken (genauso, wie wir den Kurzsichtigen Brillen geben und den Galaktosämie-Kranken eine besondere Diät). Die Unterschiede zwischen Mann und Frau, die sehr wohl zu existieren scheinen, weisen eher eine Überlappung der Verteilung der Merkmale auf als eine polare Verteilung zwischen beiden Geschlechtergruppen. Was den einzigartigen Charakter der menschlichen Entwicklung ausmacht, das ist die evolutionäre Aneignung einer unvergleichlichen Befähigung zu angelerntem Verhalten und der progressive Rückgang einer Abhängigkeit von programmierten Mechanismen. Letzlich ist die Frage nach der *Wirklichkeit der Frau* eine politische und nicht eine biologische Frage.»

*Die Statistik macht's möglich*

«Die demographische Veränderung und der Lebenszyklus der Frau» – so

überschreibt Massimo Livi-Bacci, Direktor der Abteilung für Statistik, Universität Florenz, ein Kapitel, in welchem er zunächst von drei Grundfeststellungen ausgeht:

«Eine Frau zu sein ist eine biologische Tatsache mit gesellschaftlichen und kulturellen Folgen. Auf diese Formulierung möchte ich aber nicht näher eingehen, da die Situation der Frau bereits fortgesetzt Gegenstand kluger Aufmerksamkeit ist. Ich habe mir im folgenden nur vorgenommen, einige neue Fakten in die Diskussion zu bringen, die drei Punkte berühren:

a) die Biologie des weiblichen Geschlechts und deren Folgen für die Demographie der weiblichen Bevölkerung;

b) die strukturellen Veränderungen im Lebenszyklus der Frau, die beim Übergang von einem System höherer Fruchtbarkeit zu einem System niedrigerer Fruchtbarkeit eintreten;

c) gewisse soziale und kulturelle Folgen in der Struktur des Familienzyklus eingetretener Veränderungen».

Anhand von demographischen Variablen, die er aufzeigt, stellt der Verfasser fest, dass die Familie immer stärker benachteiligt wird:

«Eine Familie mit Kindern hat ein niedrigeres Pro-Kopf-Einkommen, also im allgemeinen einen niedrigeren Lebensstandard und weniger Chancen zu sozialem oder beruflichem Aufstieg als eine Familie ohne Kinder (oder mit weniger Kindern), ganz zu schweigen von alleinstehenden Personen. Diese Behauptungen sind leicht zu beweisen, trotzdem hat die Sozialpolitik wenig getan, um die Lage der Familie mit Kindern zu verbessern.»

*Rollentausch oder Wesenstausch?*

Evelyne Sullerot beendet ihre am Schluss des Buches stehenden Betrachtungen über «die Rolle der Frauen in Europa am Ende der siebziger Jahre» mit vielen Fragezeichen – Fragezeichen, für die sie sich dann in einem Nachwort entschuldigt, wenn sie sagt: «So wie es ist, stellt das Buch einen Anfang dar». Doch die Fragezeichen bleiben:

«Die Frauen könnten sicherlich über die Rollen, deren Exklusivität sie aufgeben, um sie mit den Männern zu teilen, und auch über die, die ausschliesslich ihnen bleiben, besser verhandeln. Sie würden dann mehr als nur zufällige Unterstützung erhalten, nämlich Macht im öffentlichen Leben. Aber um diesen Weg gehen zu können, müssten sie dem männlichen Beispiel der Eroberung durch Aggressivität folgen. Sie müssten also ihre spezifische Art aufgeben, die, wenn auch nicht naturgegeben, so ihnen doch zu-

erkannt ist. Aber man kann sich auch fragen, ob die Auswechselbarkeit der Rollen die Männer nicht weniger aggressiv und weniger konkurrierend werden liesse? Wären die so entstehenden weniger gewalttätigen Gesellschaften lebensfähig? Andererseits werden die arbeitenden, technischen und gewalttätigen Gesellschaften, die wir heute kennen und die so stark sind, noch lange überleben?»

Wobei wir wieder bei Adam und Eva angelangt wären. Sic!

*Eleonore von Planta*

<sup>1</sup> Centre Royaumont, Pour une Science de l'Homme. Die Wirklichkeit der Frau, ein Gemeinschaftswerk unter der Leitung von Evelyne Sullerot und der Mitarbeit von Odette Thibault, mit einem Vorwort von Nobelpreisträger André Lwoff. Titel der Originalausgabe «Le Fait Féminin», aus dem Französischen von Holger Fliessbach, Evelyn Linke, Renate Nickel und Johanna Woltmann-Zeitler. Verlag Steinhausen, München 1979, 640 Seiten.

## IM ERNSTFALL

Es war schon immer schwierig, präzise politische Gespräche zu führen: Hast, Informationsflut und Begriffsschablonen machen in unsern Tagen die sinnvolle öffentliche Auseinandersetzung zur eigentlichen Rarität. Von «rechts» und «links» wird geredet, als seien damit noch verlässlich Standorte zu bestimmen, und jeder Esel macht sich anheischig, ein liberaler Geist zu sein. «Konservativ» andererseits wird bedenkenlos mit «reaktionär» gleichgesetzt, obschon es sich da um sehr Unter-

schiedliches, ja geradezu Gegensätzliches handelt.

Reaktionär ist, wer frühere Zustände, Ordnungen und Herrschaftsverhältnisse wieder installieren möchte – konservativ ist, wer die Bewahrung bestimmter Wertvorstellungen in der sorgsam Fortentwicklung des Bestehenden sucht. Der Reaktionär also blickt zurück, er will nach rückwärts handeln, der Konservative hingegen wirkt aus dem Überkommenen ins Künftige. Liberal ist er dabei in

dem Mass, als er in diesem Künftigen eine möglichst grosse Freiheit für möglichst viele erstrebt. In solchem Sinn zumindest sind «konservativ» und «liberal» keine Gegensätze.

Einer der führenden Theoretiker eines so verstandenen Konservatismus ist der Österreicher *Gerd-Klaus Kaltenbrunner*, der in Wien Rechts- und Staatswissenschaften studierte, sich nebenher aber auch gründlich mit Literatur, Philosophie und Geschichte befasste. Seit 1974 gibt Kaltenbrunner in der Herderbücherei das Taschenbuch-Magazin «Initiative» heraus, das im kommenden März bereits bei seinem 35. Titel angelangt sein wird. Diese Taschenbuch-Reihe begegnet steigendem Interesse.

Weshalb? Weil, wie ein führendes deutsches Blatt sich mit der eingangs erwähnten Ungenauigkeit ausdrückte, die politische Wetterfahne in den Siebzigerjahren nach rechts abdrehte? Weil, wie eine andere Zeitung anmerkte, «konservativ wieder chic» ist? Der Titel von Kaltenbrunners erstem Taschenbuch-Magazin enthält ja in der Tat ein Wort, das seither modisch wurde: «Tendenzwende». Nur ist es eben keine billige Ausbeutung einer gängig gewordenen Strömung, die diesen Erfolg erklärt – erklärt wird er vielmehr durch die denkerische Qualität dieses Autors und Herausgebers.

Das Buch, auf das hier zu verweisen ist, präsentiert sich als Jubiläumsschrift nach fünf Jahren «Taschenbuch-Magazin-Initiative». Es heisst «*Im Ernstfall – Was nehmen wir mit?*»<sup>1</sup> und enthält «Zeitbestimmungen für Leser, die weder schwarz noch rot sehen». Resümieren lässt sich dieses jederzeit anregende und oft auch herausfordernde Buch unmöglich –

aber ein paar Kapitelüberschriften zeigen zumindest an, worauf der Leser thematisch stösst:

«Rückblick auf die Demokratie» steht über einem der Essays, «Die Macht der Meinungsmacher» über einem andern. In einem weiteren Kapitel beschäftigt sich Kaltenbrunner mit der «Tabletten-Pest», die «Wiederkehr der Wölfe» handelt vom zeitgenössischen Terrorismus, und in der «Rechtfertigung der Elite» geht es um den Nachweis, dass auch eine Demokratie ohne politische Elite nicht auskommt – die Frage ist nur, welchen moralischen Rang sie hat.

Mit zwei Beispielen lässt sich zumindest andeuten, wohin Kaltenbrunner seine Leser gedanklich führt. Im Abschnitt «Die Macht der Meinungsmacher» weist er – und zwar zu Recht – darauf hin, dass bei den Massenmedien immer davon die Rede sei, sie gegen staatliche Zensur zu schützen, und natürlich auch gegen wirtschaftliche Pressionen, die ebenfalls zensurierend wirken. Aber kann man denn verkennen, fragt Kaltenbrunner, dass die Massenmedien ihrerseits Zensur ausüben können – durch Verschweigen etwa, durch tendenzielle Information und dadurch auch, dass die Jagd nach Aktualität weit Wichtigeres verschüttet, willentlich und wissentlich? Nur eben, von dieser Spielart der Zensur spricht man nicht. Die Meinungsmacher als Medien-Kapitalisten – es lohnt sich, nachzulesen, was Kaltenbrunner hier vorzubringen hat.

Und das zweite Exempel: Im Kapitel «Rückblick auf die Demokratie» liefert der Autor einen durchaus ernüchternden Befund über diese Staatsform, die sehr viel mehrheitlich gebilligtes Unrecht zulässt, und die sich

schon mehrfach in eigener Regie einer Zwangsherrschaft ausgeliefert hat. Verblasene Hymnen auf sie helfen ihr jedenfalls weniger als Kaltenbrunners unverblühte Bestandesaufnahme.

«Im Ernstfall» heisst sein Buch. Der Ernstfall sind für ihn die achtziger Jahre. Auch wo wir ihm nicht folgen,

gewinnen wir. Bei dieser Lektüre schläft man nicht ein. Bei dieser Lektüre erwacht man.

Oskar Reck

<sup>1</sup> Gerd-Klaus Kaltenbrunner, Im Ernstfall – Was nehmen wir mit? Verlag Herder, Freiburg-Basel-Wien 1979.

## HINWEISE

### *Keine unfehlbare Instanz*

Theodore Fontane, der zuweilen auch als Kritiker auftrat, schrieb den Satz: «Wir sind nicht dazu da, öffentliche Billets doux zu schreiben, sondern die Wahrheit zu sagen oder doch das, was uns als Wahrheit erscheint.» Wer als Kritiker sehr bestimmte und entschiedene Ansichten vertritt, läuft immer Gefahr, als ein autoritärer Kunstrichter verschrien zu werden – es sei denn, er versichere bei jeder nur denkbaren Gelegenheit, ihm schein es wenigstens so, er räume jedoch ein, dass seine Meinung nicht massgebend sei, aber er möchte immerhin zu bedenken geben, dass man mit guten Gründen . . . und so weiter, was dergleichen Gewundenheiten mehr sein mögen. Selbst wenn einer dazu noch geneigt sein sollte, wird er bald erkennen, dass er den Platz in der Zeitung oder die Zeit im Radio schon aus stilistischen Gründen nicht für Entschuldigungen dafür verschwenden sollte, dass er tatsächlich eine bestimmte Meinung hat. Einer, der in dieser Hinsicht nicht die geringsten Skrupel hat, ist *Marcel Reich-Ranicki*, von dem soeben eine weitere Sammlung von Kritiken erschienen ist.

Das Buch trägt den knappen Titel «*Entgegnung*» und enthält, nebst zusammenfassenden Anmerkungen zur deutschen Literatur der siebziger Jahre, die Kritiken, die Reich-Ranicki zwischen 1968 und 1979 geschrieben hat, über Canetti und Frisch, Andersch und Hildesheimer, Böll und Bachmann, Walser und Grass, Christa Wolf und Thomas Bernhard, Peter Handke und Botho Strauss, um nur ein paar der Autoren zu nennen, die in ausführlichen Besprechungen Gegenstand der kritischen Auseinandersetzung sind, das heisst gelobt oder getadelt werden. Im ganzen liegt vor, was der Titel ohne Umschweife ausspricht: die Entgegnung eines Literaten auf die deutsche Literatur der Gegenwart.

Es gibt Leute, die dergleichen Umgang mit Gegenwartsliteratur nicht ertragen können. Sie vermischen die Interpretation, die subtile Untersuchung am Text. Weder das eine noch das andere ist Reich-Ranicki zu geben willens, wie er überhaupt mit Wissenschaft von der Literatur nichts zu tun haben will, wenn er Kritiken schreibt. Ich glaube, ein Teil der Aversion, die der einflussreiche Feuilletonchef der Frankfurter Allgemeinen Zeitung auf

sich zieht, ist hieraus zu erklären, dass er sich ungeniert herausnimmt, seine höchst subjektiven Urteile spontan niederzuschreiben. Vor kurzem gab es irgendwo in der Bundesrepublik ein Podiumsgespräch über die wirklich tiefsinnige Frage, ob die Kritik die Literatur zerstöre, und damit man wisse, wovon die Rede sei, prägte einer gleich zu Beginn des Gesprächs das Bonmot, wir hätten jetzt ja nicht bloss einen Papst aus Polen, sondern gleich noch einen polnischen Literaturpapst. Und wenn etwa Martin Walser über Päpste schreibt (es gibt von ihm einen Aufsatz zu diesem Thema), so ist – wen wundert's? – der gleiche mächtige Kritiker gemeint: Reich-Ranicki und kein Ende. Ich kenne ihn nicht persönlich; aber die ihn kennen oder ihn auf einer jener Veranstaltungen erlebt haben, die er offensichtlich liebt: als Spontankritiker vor der Gruppe 47 oder neuerdings in Klagenfurt, haben eher einen negativen Eindruck. Der Mann ist manchem unsympathisch, zu sehr von sich selber eingenommen, ein selbstherrlicher Potentat des literarischen Gewerbes, der seine Macht genießt und unbefangenen spielen lässt, zum Schrecken manches Schriftstellers, der nicht das Glück hat, ihm zu gefallen. Wie gesagt, was die persönlichen und menschlichen Eigenschaften des Kritikers betrifft, muss ich mich des Urteils enthalten. Aber das bekenne ich gerne, dass ich seine gesammelten Kritiken, die manchmal polemisch, sarkastisch, immer sehr subjektiv und nicht immer mit letzter Sorgfalt ausgearbeitet sind, mit Spannung, Vergnügen und nicht selten auch mit Empörung lese, dann nämlich, wenn ich mich zum Widerspruch herausgefordert fühle. Aber

das ist, glaube ich, kein Makel seiner kritischen Arbeit. Er ist, das geht aus jeder Zeile seiner Entgegnungen hervor, ein Leser, der sich selber herausgefordert und höchst persönlich angesprochen fühlt. Eben das machen ihm viele zum Vorwurf und gehen dabei meiner Meinung nach von Vorstellungen über die Funktion der Kritik aus, die mindestens fragwürdig sind. Da heisst es dann etwa, er interpretiere nicht, sondern beurteile nur. Oder Martin Walser im erwähnten Aufsatz: Von diesem Richter lese man täglich Urteile, die er ohne Gesetzbuch gefällt habe, nur nach dem eigenen Empfinden. Sein Feuilleton sei die Kirche, in der die Kunst ihre Messen zelebrieren lasse.

Als einen Richter würde ich ihn nicht sehen, und nicht nur ihn nicht, sondern keinen Kritiker. Er reagiert entschieden, manchmal in starken Ausdrücken, auf literarische Erscheinungen. Ihm zu widersprechen, ist oft nötig. Der Auseinandersetzung mit Literatur leistet er hervorragende Dienste (*Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart*).

### *Die Welt als Tragödie*

Schon 1974 hat sich *Siegfried Melchinger* mit der Tragödie in einem grundlegenden Buch befasst. Stellte er dort das Theater der Tragödie dar, so zeigt der Titel seines neuen Werks, dass es ihm jetzt um Umfassenderes geht: «*Die Welt als Tragödie*» heisst seine auf zwei Bände angelegte Interpretation der Tragödien von Aischylos, Sophokles und Euripides. Der Autor krönt mit dieser grossen Arbeit ein theaterwissenschaftliches Werk, das

nicht um der Gelehrsamkeit willen geschaffen worden ist, sondern für das lebendige Theater. Er zeigt, wie in der griechischen Tragödie die Tragik der Welt dargestellt wird, die darin besteht, dass die Götter dem Menschen verhängen, was unentrinnbar ist. Dieses Weltverständnis hat sich gewandelt; aber das, was den griechischen Zuschauer der Tragödie betroffen machte, wirkt bis auf den heutigen Tag. Denn Aischylos, Sophokles und vor allem Euripides haben es verstanden, den Menschen in seinem Kampf, in seiner Grösse und in seiner Erniedrigung vor uns agieren zu lassen. Nicht der Mythos, aber die Wahrheit über den Menschen sichert ihnen auch heute ihre Macht und Wirkung auf dem Theater. Melchinger gibt sorgfältige, auch die bisherige Forschung und Interpretation diskutierende Werkanalysen (*Verlag C. H. Beck, München 1979.*)

#### *Sigmund Widmer zur Kulturpolitik*

Zum 60. Geburtstag des Stadtpräsidenten *Sigmund Widmer* ist im *Artemis Verlag* (Zürich) ein Buch mit dem Titel *Zürich als Anlass* erschienen, das Reden des Jubilars bei verschiedenen Gelegenheiten unter dem Gesichtspunkt kulturpolitischer Thematik zusammenstellt. Verantwortlich als Herausgeber zeichnet *Felix Müller*. Der Geehrte selber soll bei anderer Gelegenheit einmal gesagt haben, ein Schweizer Behördemitglied habe sich in Reden strikte an Harmlosigkeiten zu halten. Der interessierte Leser des stattlichen Bandes wird das zwar als Selbstironie einzuordnen wissen, doch trifft natürlich zu, dass brennende

Fragen einer städtischen, kantonalen und schweizerischen Kulturpolitik in diesen Texten bestenfalls aufgeworfen, jedoch kaum ergründet werden. Beeindruckend immerhin ist, wie der Zürcher Stadtpräsident zu Künstlern und Schriftstellern einen sehr persönlichen Zugang findet, wie er sie charakterisiert, Varlin etwa oder Max Bill, Hugo Loetscher oder Erwin Jaeckle. Auch zur Kulturgeschichte der Stadt hat der Historiker Widmer zweifellos Hörenswertes zu sagen. Aus der Erfahrung in der grössten der Schweizer Städte äussert er sich auch zu Fragen, die im Zusammenhang mit dem Bericht Clottu aktuell geworden, bisher jedoch noch ohne Folgen geblieben sind. Dass hier die Verwirrung über den Kulturbegriff, der schon der Kommission Clottu in die Quere kam (Widmer war Mitglied dieser Kommission), auch in der grossen Rede «Um eine schweizerische Kulturpolitik» nicht ohne Wirkung bleibt und dass zudem die Optik etwas zu sehr «zürcherisch» und etwas zu wenig «schweizerisch» bleibt, ist verständlich und trotzdem schade.

#### *Schauspielführer der Gegenwart*

Von *Siegfried Kienzle*, Redakteur beim ZDF in Mainz und dort für das Ressort «Aktuelle Inszenierung» verantwortlich, ist jetzt ein «*Schauspielführer der Gegenwart*» erschienen, der das Schauspiel «ab 1945» erfasst. Wer sich rasch orientieren möchte, wer sein Gedächtnis auffrischen möchte und nachschlagen, worum es in einem Stück geht, das er vor Jahren gesehen oder von dem er gehört hat, findet in Kienzles Schauspielführer

erwünschte Auskunft. Orientiert wird über das Entstehungsdatum, die Erstausgabe und die Uraufführung. Keineswegs beschränkt sich die Angabe zum Stück auf die Zusammenfassung der Handlung. «Die Ehe des Herrn Mississippi» zum Beispiel sei «ein Totentanz der Ideologien», «Graf Öderland» sei «der Amoklauf des Individuums, das sich in den Normen der Zivilisation selbst aufgeben» müsse: das sind die meist an den Anfang der kurzen Charakterisierung gesetzten Sätze zu Stücken von Dürrenmatt und Frisch. Hilfreich und gefährlich zugleich ist diese Art der Präsentation. Der Schauspielführer könnte als Schlagwort-Reservoir missbraucht werden. Als knappe Gedächtnisstütze, als erste Orientierung leistet er gute Dienste. (*Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1978.*)

### *Hans Carossa*

Der hundertste Geburtstag Hans Carossas, der 1978 zu begehen gewesen wäre, hat durch verschiedene Neuauflagen die Auseinandersetzung mit einem Werk belebt, um das es eher still geworden war. Im *Insel Verlag* erschien in Kleinoktav eine fünfbandige Jubiläumsausgabe mit den wichtigsten Werken, vor allem «Eine Kindheit», «Verwandlungen einer Jugend», «Das Jahr der schönen Täuschungen», «Tag des jungen Arztes», «Führung und Geleit». Die Prosa «Der Arzt Gion» findet sich da ebenso wie «Geheimnisse des reifen Lebens» und «Doktor Bürger». Die Gedichte sind in einer Auswahl aufgenommen. Bewährt sich, was einer neuen Generation wieder vor Augen kommt? Und

finden wir selbst, die wir in jungen Jahren Carossas episches und vor allem lyrisches Werk bewundert haben, unsere frühe Zuneigung bestätigt? Zu fürchten ist, dass da einiges nicht standhält. Es gibt bei Carossa Gedichte, auch in der hier vorliegenden Auswahl, die zwischen Naivität und Schwulst angesiedelt sind, «Von Lust zu Lust» zum Beispiel oder «Empfängnis». Andere, wie der vielberühmte «Alte Brunnen», haben ihren Zauber bewahrt. Aber im ganzen ist vielleicht doch das Verhängnis erkennbar, unter dem dieses Werk steht. Das Stichwort gibt Carossa selber: «Ungleiche Welten». Im *Suhrkamp Taschenbuch*, das Volker Michels *Über Hans Carossa* herausgegeben hat, sind zahlreiche Kritiken über Gedichte und Prosabücher aus vielen Jahren zusammengestellt, auch über den Bericht, den der Arzt und Dichter über seine Zeit unter Hitler mit dem zitierten Titel veröffentlicht hat. Und da wird denn sichtbar, was dieses Werk belastet. Niemand wird im Ernst die Integrität des Humanisten Carossa anzweifeln, niemand ihm vorwerfen, er habe sich ahnungslos oder unaufmerksam missbrauchen lassen für die Zwecke des barbarischen Regimes. Aber wie er darüber berichtet, entlarvt eine beklagenswerte Wirklichkeitsfremdheit, ein Schweben über den Dingen im Namen des schönen Wortes. «Dass ein so gütiger und reinlicher Geist kein Nazi gewesen sein konnte», sagt etwa Joachim Günther (1951), «hat wohl niemand ernsthaft bezweifelt.» Aber wenn Carossa nachträglich vom Politischen als von einer «lästigen Störung» seiner Arbeit spricht, wenn er, nachdem er eine Geburtstagshuldigung an den «Träger des allgemeinen Schicksals»



Hitler verfasst hat, entschuldigend erklärt, er habe das Schreiben bald aus dem Gedächtnis verloren, wenn er sein Wissen über Konzentrationslager und Irrenmord «Stoff einsamen Grübelns» nennt, «aus dem aber nichts hervorging als ein ratloses Bangen», ja wenn er schliesslich versichert, die Zahl derer, «in denen das Gewissen der Nation weiter raunte», sei nicht gering gewesen, nur sei es «beim Raunen geblieben», dann wird vollends deutlich, wie hier eine zelebrierte Kultur säuberlich von schnöden Wirklichkeiten sich freizuhalten versucht. Das ist, was auch seine Gedichte kennzeichnet: das Raunen der Seele, die Musik der Sphären, losgelöst von konkreter Erfahrung. A. K. in einer Rezension von 1951, ebenfalls im Taschenbuch zu finden: «Wenn die viel missbrauchte Sprache nicht gänzlich und rettungslos der Lüge verfallen soll, so müssen sich allen voran die Dichter hüten, sie als Sagenmäntelchen über die nackte Wirklichkeit zu werfen.» Es ist eben die Gefahr, der Hans Carossa nicht immer entgangen ist.

Wer er war, wie er lebte und welches die Stätten seines Wirkens waren, hat Eva Kampmann-Carossa in einer Bildbiographie *Hans Carossa. Leben und Werk im Bild* zusammengestellt. Die Tochter ordnet darin nicht nur die Erinnerungsphotos und die Faksimiles in den Lebenszusammenhang ein, sondern fügt ihnen aus Briefen und Werken jene Texte hinzu, die erklären und deuten, was wir sehen (*Insel Taschenbuch*). Ebenfalls von Eva Kampmann-

Carossa herausgegeben erscheinen im *Insel-Verlag* die *Briefe* des Dichters. Ein erster Band umfasst den Zeitraum von 1886 bis 1918, also Jugend, Studienzeit und erste Jahre als praktizierender Arzt. Der Arzt und Lyriker nimmt Kontakt auf mit Dehmel, Hofmannsthal, Rilke, Mombert und anderen. Die Edition ist auf drei Bände geplant. Ein umfangreicher Anmerkungssteil gibt Auskunft über Einzelheiten biographischer Art, Zusammenhänge auch, aus denen heraus die Korrespondenz Carossas zu verstehen ist.

Eine sympathische Monographie, die aus persönlicher Dankbarkeit für das Werk Carossas entstanden ist, legt *Willi Vogt* vor, etwas unkritisch zwar, aber aus einer grossen Vertrautheit heraus (*Rotapfel Verlag, Zürich und Stuttgart*). Es bleibt abzuwarten, was alle diese begrüssenswerten Bemühungen um das Werk des Dichters bewirken. Willi Vogts Buchtitel *Hans Carossa in unserer Zeit* bezeichnet genau das Problem, ohne dass sein Buch es freilich ernsthaft angeht: wie stellen sich die Heutigen, wie stellt sich die Jugend zu einem Werk, das sich nicht der ganzen Wirklichkeit stellt, das sich sein eigenes Reich aufgebaut hat ausserhalb der Realitäten, die anders sind. Man hat die Literatur, die sich das nicht gestattete, lange genug verfemt. Carossas gepflegter Park verlockt zweifellos zum Betreten. Nur sind die allfälligen Besucher nicht mehr die Kunstenthusiasten, die in diesem Park einst Erholung und Erbauung gefunden haben. A. K.